

Die Menschenfänger

Hunderttausende Flüchtlinge wollen aus Libyen nach Europa gelangen – ein Milliardengeschäft für Schlepperbanden. Ein lokaler Warlord hat den Schleusern den Kampf angesagt: mit einem Boot, 37 Mann und undurchsichtigen Motiven.

Michael Obert

Nur wenige Meter ist das Boot noch entfernt, da blitzt in der Nacht die Mündung eines Maschinengewehrs auf, Schüsse krachen, wir werfen uns auf den Boden des Steuerhauses und drücken die Gesichter auf die Schiffsmatten. Über unseren Köpfen schlagen Kugeln ein.

Aus unserer Deckung an Bord der Tileel, eines Patrouillenschiffs der libyschen Küstenwache, sehen wir in den Wellen des Mittelmeeres ein Schlauchboot mit afrikanischen Flüchtlingen. Direkt daneben, keine dreißig Meter von uns entfernt, feuern aus einem Schnellboot Männer in Tarnanzügen und Gesichtsmasken mit automatischen Waffen auf uns.

Donnerstag, 6. April 2017, kurz nach Mitternacht. Der Angriff kommt überraschend. Commander Al Bija von der libyschen Küstenwache war mit der Tileel zu den Flüchtlingen geeilt, um sie auf ihrem Weg von Libyen in Nordafrika nach Italien aus schwerer See zu retten. Wir hatten sie fast erreicht, da tauchte aus der Nacht das Schnellboot auf und raste wie ein Schatten auf uns zu – Schleuser, zu allem entschlossen, um die Kontrolle über ihre menschliche Ware zu behaupten.

Seit zehn Tagen sind wir an der libyschen Küste unterwegs, am Südufer des Mittelmeeres, der gefährlichsten Grenze der Welt. Bis zu einer Million Flüchtlinge und Migranten halten sich nach den Angaben der deutschen Bundesregierung derzeit in Libyen auf, dem mit Abstand wichtigsten Transitland auf dem Seeweg von Afrika nach Europa. 300.000 Menschen könnten dieses Jahr an Europas Küsten übersetzen.

Die EU will sie schon in Libyen aufhalten. Die Staats- und Regierungschefs der Mitgliedsländer trafen auf ihrem Gipfel in Malta im Februar 2017 eine Vereinbarung mit Libyen: Die libysche Küstenwache soll das Mittelmeer abriegeln, Flüchtlinge abfangen und in ein Aufnahmelager in Libyen bringen. Diese Küstenwache besteht westlich der Hauptstadt Tripolis, wo viele Hochburgen der Schleuserbanden liegen, aus einem einzigen Boot und 37 Mann. Ihr Anführer: Commander Al Bija, ein gefürchteter Warlord.

Al Bija, dreißig, hat eine verstümmelte Hand, die er benutzt wie eine Krallenhand – »ich musste eine Menge Menschen töten«, sagt er. Und er liebt Pferde. Drei Jahre lang hat er in Berlin gelebt. Für die einen ist er ein Held, für andere ein Verbrecher oder sogar Mörder. Und für Europas politische Führung um Angela Merkel ist er in Libyen, diesem desolaten Land ohne zentrale Regierung, Armee und Polizei, die einzige Chance, den westlibyschen Schleppern das Handwerk zu legen.

Während wir beim Angriff auf die Tileel am Boden kauern, rennt der Commander im Kugelhagel übers Deck, feuert auf die Angreifer, gibt seinen Leuten Deckung, ruft ihnen Befehle zu. Um ihn herum prasseln die Geschosse der Schlepper an die Bordwand. Scheiben splintern. Explosionen. Schreie. Männer fallen um, bleiben reglos liegen. Minutenlang dröhnen die Schüsse. Dann ist es plötzlich still; nur das

nächtliche Mittelmeer klatscht noch an den Rumpf der Tileel.

»An uns führt kein Weg vorbei«, sagt Commander Al Bija vier Tage vor dem Angriff der Schleuser in seiner Kommandozentrale, einem kleinen Raum mit Glasfront über dem Hafenbecken von Zawiya, rund fünfzig Kilometer westlich von Tripolis. Jenseits der Kaimauern kracht das Mittelmeer an ockerfarbene Klippen. Al Bija - zurückgekämmtes Haar, Vollbart, durchdringender Blick, Pistole unter dem schwarzen Ledergürtel der Jeans - klemmt eine Zigarette zwischen den Ringfinger und den kleinen Finger seiner verstümmelten Hand, lässt sein Feuerzeug klacken und zieht den Rauch in seine Lungen. Auf den Sofas sitzen seine Männer mit Kalaschnikows. »Wir sind die einzige funktionierende Küstenwache in Westlibyen.«

Seit fast zwei Jahren kontrolliert Commander Al Bija mit der 16 Meter langen Tileel, ein paar Schlauchbooten und seiner winzigen Truppe die Küstengewässer von der tunesischen Grenze bis nach Dschansur kurz vor Tripolis - ein Territorium fast dreißig Mal so groß wie der Bodensee. »Unsere Mission«, sagt Al Bija: »Flüchtlinge aus Seenot retten, Schleuser aufspüren, notfalls töten.«

Mehr als 37000 Menschen hat Al Bija mit seinen Leuten seit August 2015 nach eigenen Angaben vom Mittelmeer nach Libyen zurückgebracht. Allein am 18. März 2016, an einem einzigen Tag, hätten sie insgesamt 2700 Menschen aus zwölf Schlauchbooten und einem großen Holzboot gerettet. Das libysche Verteidigungsministerium bestätigt diese Zahlen.

Auf seinem Handy zeigt uns Al Bija ein Video: Überglücklich tanzen aus Seenot gerettete afrikanische Männer, Frauen und Kinder vor der Kommandozentrale im Hafen mit seinen Leuten. Auf Facebook schreiben Gerettete: »An die Helden von Zawiya, ohne euch wäre ich tot.« Oder: »Gott soll euch tausendfach belohnen.« Oder: »Ihr habt mein Baby aus dem Meer gerettet, mein Leben gehört euch.«

Ist Commander Al Bija also der Verbündete, nach dem Europa dringend sucht? Merkels Mann in Libyen? Die Kanzlerin hat auf dem Gipfeltreffen der Regierungschefs auf Malta mitbeschlossen, die libysche Küstenwache auf europäischen Kriegsschiffen und an Land im bewaffneten Grenzschutz und im Umgang mit Flüchtlingen auszubilden. Damit sie das Geschäft der Schleuser beenden, stellen Italien 200 Millionen Euro und die EU-Kommission in einer ersten Phase weitere 200 Millionen Euro bereit. »Wir brauchen kein Training«, sagt Al Bija in der Kommandozentrale im Hafen von Zawiya. »Wir wissen, wie man navigiert, wie man kämpft und tötet.« Was will er dann? »Wenn wir für Europa die Drecksarbeit erledigen sollen, dann soll Europa uns dafür bezahlen.« Der Preis für seine Dienste: »Ein Rettungsschiff für bis zu tausend Menschen, Schnellboote, Ersatzteile, Treibstoff, Sold.«

Am Anfang eroberten Al Bijas Männer einen Hafen, kreierte ein Wappen, gaben sich militärische Dienstgrade und fuhren hinaus aufs Mittelmeer. Gehört der Commander wirklich zu den »Guten«, wie er selbst behauptet? Oder spielt er ein Doppelspiel?

Alternativen zu Al Bija gibt es für Europa derzeit nicht. Sechs Jahre nach dem Sturz und dem Tod des libyschen Machthabers Muammar al-Gaddafi im Zuge des Internationalen Militäreinsatzes im Jahr 2011 ist die Euphorie des Arabischen Frühlings längst verflogen. Kaum jemand hofft in Libyen mehr auf einen Übergang zur Demokratie. Die Volksbrigaden, die sich während der Revolution unter dem Jubel der westlichen Welt gegen die Diktatur erhoben hatten, haben nach Gaddafis Fall ihre Waffen nicht niedergelegt. Sie plünderten Militärarsenale, besetzten leere Ministerien und bauten Milizen auf.

Die »Regierung der Nationalen Einheit«, auf die sich die Pläne der EU stützen, hat kaum Kontrolle über Libyen. Der Ministerpräsident Fayiz as-Sarradsch, ermächtigt von den Vereinten Nationen und seit dem 15. März 2016 im Amt, soll einen neuen Staat aufbauen. Doch das Parlament, das im tausend Kilometer östlich von Tripolis gelegenen Tobruk tagt, hat Sarradschs Einheitsregierung nicht anerkannt. Im Osten des Landes weigert sich der mächtige General Haftar, mit ihm zu kooperieren. Und die Terrororganisation Islamischer Staat hat mehrere Städte erobert. 1700 militante Gruppen, schätzen Experten, bekämpfen sich in Libyen in einem undurchsichtigen Bürgerkrieg entlang von Clan-, Stammes- und Glaubensgrenzen und in den Territorien lokaler Warlords. Rivalisierende Milizen kontrollieren Städte, Überlandstraßen, Raffinerien, Ölfelder. Und das millionenschwere Geschäft mit Menschen, die über das Mittelmeer nach Europa wollen.

»Die Leute von der EU sitzen in ihren schicken Büros und denken sich tolle Sachen aus«, sagt Commander Al Bija, während er uns seine Basis zeigt, eine felsige Bucht mit streng bewachten Eingängen und Hafenumauern. An Bord der Tileel ölen mehrere Männer ein schweres Maschinengewehr. Die westlibysche Küste sei die »Mutter aller Stämme und Clans«, erklärt Al Bija: eine gegen Außenstehende – selbst gegen ortsfremde Libyer – abgeriegelte Welt. »Wer hier nicht geboren und aufgewachsen ist, überlebt nicht.«

Um die Küste von Schleusern zu befreien, seien Hunderte gut ausgebildeter Leute nötig, sagt Al Bija. Aber wer soll diese Männer auswählen? Die schwache Einheitsregierung in Tripolis? Die EU? »Ich«, sagt der Commander. »Ich kenne die Richtigen.«

Seine Geschichte erzählt er so: 2011 hat die Revolution Al Bijas Studium an der Marineakademie in Tripolis beendet. Er schloss sich den Rebellen gegen Gaddafi an, wurde neun Mal schwer verwundet, verlor bei einem Granatenangriff zwei Finger der rechten Hand. Er zieht leicht sein linkes Bein nach, seine Hüfte sitzt schief. Wenn er sich unbeobachtet fühlt, schluckt er Schmerztabletten.

Im Sommer 2015 saß der Sohn eines ehemaligen Armeeeoffiziers, der eigentlich Abdurahman Salem Ibrahim Milad heißt und Al Bija als Kampfnamen führt, mit seinen Revolutionskameraden in einem Café im zerbombten Zawiya. Gaddafi war schon vier Jahre tot, Libyen ein gescheiterter Staat. Arbeit gab es keine. Perspektiven auch nicht. Da kam ihnen eine Idee: »Warum machen wir nicht etwas Großes und übernehmen den Hafen?«

Sein Freund Mohamed Ramadan, dreißig, ist untrennbar mit seinem Maschinengewehr verbrüdet. Ramzi Ibrahim, Knabengesicht mit blendend weißen Zähnen, 26, kann es an der Kalaschnikow mit jedem Scharfschützen aufnehmen. Mohamed Erhouma, Sohn eines Fischers, dreißig, kennt die libyschen Gewässer seit früher Kindheit und gilt als begnadeter Navigator. Und Mohamed Shkoundali bringt mit seinen Zaubershänden jede Maschine wieder in Gang. Er ist mit 35 Jahren der Älteste in der Gruppe.

Gemeinsam schnappten sie an jenem milden Frühsommertag 2015 ihre Waffen, vertrieben in einem blutigen Gefecht eine verfeindete Miliz aus dem Hafen, richteten die Kommandozentrale her und machten die ramponierte Tileel flott, ein 16 Meter langes Patrouillenschiff mit Bordgeschütz im Bug. Dann kreierte sie ein eigenes Wappen, verliehen sich militärische Dienstgrade, nannten sich »Libysche Küstenwache von Zawiya« und fuhren hinaus aufs Mittelmeer.

Ihr selbsterklärter Feind: Schleuser. Die Vereinten Nationen gehen von Dutzenden Banden aus, die an der libyschen Küste in einem Netzwerk organisiert sind. Sie halten Flüchtlinge und Migranten, die das Geld

für die Überfahrt nach Europa nicht aufbringen können, oft monatelang fest, in Privatgefängnissen, in denen geschlagen, vergewaltigt, gefoltert und gemordet wird. Ein kürzlich bekannt gewordener interner Bericht der deutschen Botschaft in Niger spricht von »KZ-ähnlichen Verhältnissen«.

Einer der mächtigsten Schleuser Westlibyens soll ein kaum dreißigjähriger Mann aus Sabratha sein. »Ahmed Dabbashi – VIP-Trips nach Europa!«, sagt Al Bija. »Gute Boote mit starken Motoren, eskortiert von einer eigenen Miliz – Ankunft in Italien garantiert.« Dabbashis größtes Boot brachten sie am 5. Juli 2016 gegen vier Uhr morgens auf. »Ein Dutzend von denen kampfunfähig gemacht, Eskorte versenkt, 600 Afrikaner zurückgebracht.« Seither wisse jeder in Libyen, sagt der Commander: »We don't fuck around!«

Warum riskiert Al Bija sein Leben? »Ich habe ein gutes Herz«, sagt er und legt die Hand auf die Brust. »Soll ich meine Brüder im Meer ertrinken lassen?«

Und womit verdient er sein Geld? Er sei ein Pferdehändler, sagt Al Bija. Seine Kameraden: Ladenbesitzer, Bauunternehmer, Schlosser. »Ein Großteil unserer Einkünfte fließt in unsere Operationen.« Später wird er sagen, sie seien 300 Tage im Jahr auf See.

Wie also ernährt er wirklich seine Familie? »Wir beschlagnahmen illegale Fischerboote aus Ägypten und Tunesien, verkaufen ihren Fang und behalten sie, bis die Eigentümer das Strafgeld bezahlen.« Vor allem aber kämpft er doch gegen die Schleuser – warum? »Ihre Clans verdienen Millionen, kaufen damit moderne Waffen, schusssichere Fahrzeuge, Panzer – wenn wir ihre Geschäfte nicht stören, werden sie uns am Ende kontrollieren, vertreiben, töten.«

Hier, im Schattenreich der Warlords, der Milizen und des organisierten Menschenschmuggels, will Europa »Grenzmanagement« betreiben, um die Zuwanderung aus Afrika zu stoppen. Aber ist ein Warlord wie Al Bija der richtige Partner? Als Flüchtlingsjäger auf dem Mittelmeer, im Sold der EU? Denn so viel steht fest: Mit Waffengewalt hat der Commander die Kontrolle über ein riesiges, dem Staat entglittenes Territorium übernommen. Seine Macht ist nicht politisch legitimiert, sondern durch die Schlagkraft seiner Truppe.

In seinem kugelsicheren Geländewagen, die Kalaschnikow im Fußraum abgestellt, fährt Al Bija mit uns ins umkämpfte Hinterland von Zawiya, wo er uns etwas zeigen will. Wir lassen den menschenleeren Stadtrand mit den zerschossenen Fassaden und Granateinschlägen hinter uns. An Checkpoints patrouillieren junge Männer in Fliegerjacken und Armeehosen, mit verspiegelten Sonnenbrillen und Sturmgewehren, auf ihre Pick-ups haben sie Flugabwehrkanonen und Raketenwerfer montiert. Nach einer halben Stunde erreichen wir ein entlegenes Gehöft. Hinter einem Stahltor öffnet sich eine andere Welt: In gepflegten Ställen stehen prächtige Pferde. Zwei Koppeln mit akkurat gerechtem Sand, Weiden, eine Reithalle ist im Bau. In einer kleinen Villa mit Stuckdecke und Wandmalereien riecht es noch nach Farbe.

Immer mehr gepanzerte Geländewagen mit Schießscharten in den geschwärzten Scheiben rollen ein. Männer mit verschlagenen Gesichtern, Goldschmuck und Leibwächtern steigen aus. »Wenn es Probleme zwischen Clans und Stämmen gibt«, sagt Al Bija, »dann regeln wir sie hier.« Jetzt wird uns klar: Wir befinden uns im Zentrum der Macht. Al Bija zieht seine Schuhe aus, geht barfuß durch den Sand und holt eines seiner Pferde aus dem Stall: Jodran, der »Mutige«, ist ein grauer Hengst mit wohlgeformten Muskeln, mehrmals täglich wird sein Fell gestriegelt. Mit leuchtenden Augen legt ihm Al Bija einen roten Bauchgurt und rote Stutzen an.

Was mag ein Hengst wie Jodran kosten? »50 000 Dollar!« Alles von beschlagnahmten Fischerbooten? Al Bija zieht die Pistole aus dem Ledergürtel, gibt sie einem seiner Männer, schwingt sich in den Sattel und reitet davon.

Zwischen Eukalyptus- und Feigenbäumen, an einer verlassenen Straße, irgendwo zwischen den verworrenen Fronten des Bürgerkrieges, reiten die Fürsten der Clans wenig später im Gleichschritt nebeneinander her. Es ist eine Demonstration äußerer Geschlossenheit, eine Choreografie undurchsichtiger Allianzen im Krieg um Libyen. Dann reißen sie plötzlich ihre Pferde herum, geben ihnen die Sporen und jagen – jeder für sich – dem Horizont entgegen. Weit vorne: Commander Al Bija. Warum zeigt er uns das alles? Am späten Nachmittag sitzen wir zusammen im Sand. Al Bija kocht Minztee über dem offenen Feuer. Wir trinken aus einem Glas, das unter den Männern herumgereicht und immer neu gefüllt wird. Warum also? »Um den Deutschen etwas zurückzugeben.« In der Revolution schwer verwundet, wurde er 2012 nach Berlin ausgeflogen, wo Chirurgen im St.-Marien-Krankenhaus seine Schusswunden zusammenflickten, die beiden Fingerstummel amputierten, die Gaddafis Granaten von seiner rechten Hand übriggelassen hatten, und die Wunden mit Hauttransplantationen versahen.

Drei Jahre hat Al Bija in Berlin verbracht. In Deutschland sei er überall respektvoll behandelt worden. »Und die deutschen Frauen«, sagt er: »Wunderschön!« Mit unserem Übersetzer spricht er Arabisch, sein Deutsch hat er verlernt. Aber an ein Wort erinnert er sich noch. »Bruder«, nennt er uns und klopft uns auf die Schulter. Warum ist er nicht in seiner kleinen Wohnung am Ernst-Reuter-Platz in Berlin-Charlottenburg geblieben? Warum kehrte er im Sommer 2015 zurück in ein Land, das inzwischen im Bürgerkrieg versank? »Vater, Mutter«, sagt Al Bija. »Familie, Clan, Stamm.« In Libyen könne man sich nicht einfach aus dem Krieg verabschieden, es gehe um mehr als um das eigene Leben: »Verantwortung, Ehre.«

Doch gegen Al Bija werden schwere Vorwürfe erhoben. Zurück in der Kommandozentrale lesen wir vor, TRT World, eines der führenden türkischen Nachrichtenportale mit Sitz in Istanbul, vom 22. Februar 2017: »Al Bija ist der größte Player in der Mafia der Küstenwache, die das lukrative Geschäft des Menschenschmuggels in Zawiya und der umliegenden Küstenregion fest im Griff hat.« Al Bijas Blick verfinstert sich. Seine Männer lassen von ihren Handys ab. »Alle Schmuggler westlich von Tripolis bezahlen Al Bija seinen Anteil«, heißt es in dem Artikel. Wer sich weigere, den greife der Commander mit der Tileel an.

Bis zu 2500 Dollar kostet die Fahrt nach Italien. Das bedeutete 2016 rund 450 Millionen Dollar für die Schleuser. Experten wie die italienische Journalistin Nancy Porsia, die seit Jahren aus Libyen berichtet, sind sich sicher: »Die Küstenwache der libyschen Marine ist am Menschenhandel beteiligt.« Oberst Tarek Shanboor, der dem Innenministerium der Einheitsregierung in Tripolis untersteht, räumt ein: »Wir haben Schleuser in unseren Reihen, das ist ein echtes Problem.«

Wenn Europa unter diesen Umständen die libysche Küstenwache stärken, mache es genau das Falsche, warnt Frank Dörner von der deutschen Hilfsorganisation Sea Watch. Statt Schleuser zu bekämpfen, riskiere der EU-Aktionsplan das Gegenteil: »Er macht eine gewaltsame Eskalation auf dem Wasser wahrscheinlicher. Damit wird die Situation für die Flüchtenden gefährlicher.«

Commander Al Bija legt seine verstümmelte Hand auf den Tisch. »Lügen«, sagt er bedrohlich ruhig. »Von Schleusern in die Welt gesetzt.« Wenn

seine Küstenwache erst aus dem Weg sei, hätten sie freie Bahn für ihre schmutzigen Geschäfte.

Al Bija und seine Männer bringen die Afrikaner, die sie in den Booten der Schlepper auf dem Mittelmeer abfangen, in spezielle Lager der UN-gestützten Einheitsregierung – wie es die EU im Abkommen von Malta künftig in ganz Libyen plant. Im Surman-Camp, eine halbe Autostunde westlich von Zawiya, kauern in einer Halle mit rostigen Fenstergittern mehr als 200 Frauen am Boden, viele mit Babys. Ihre Knie haben sie an die Brust, die Kopftücher vor das Gesicht gezogen, die Augen starr auf ihre Füße gerichtet. Niemand wagt, sich zu bewegen. Nicht das leiseste Flüstern ist zu hören.

Erst als der Wächter, ein Mann in Tarnuniform mit verwahrlostem Bart, geröteten Augen und Alkoholfahne, kurz hinausgeht, nimmt eine junge Frau ihren Mut zusammen, um mit uns zu sprechen. Sie sei aus Nigeria und seit mehr als zehn Monaten im Surman-Camp gefangen, ohne Kontakt zur Außenwelt. Niemand wisse, wo sie sich befinde, ihre Familie glaube sicher, sie sei tot.

Sie geht vor uns in die Knie, faltet die zitternden Hände. »Sie vergewaltigen uns!«, flüstert sie und zeigt uns ihre Arme. Sie sind mit blauen Flecken bedeckt, die Abdrücke einzelner Finger erkennbar. »Helft uns! Bitte!« Sie hebt ihr Tuch. Ihr Trainingsanzug ist zwischen den Beinen bis zu den Knien mit Blut verschmiert. Wer hat das getan? »Alle von denen. Nacheinander.«

Der Wächter kommt zurück. Sie verstummt und sieht uns flehend an. Wir spüren Ohnmacht. Wir können nichts für die Frauen tun. Im Gegenteil: Ein falsches Wort von uns, ahnen wir, und sie müssten dafür bezahlen. Vielleicht mit dem Leben.

Draußen wartet Colonel Ibrahim Ali Abdusalam, der Direktor des Frauenlagers. Offiziell untersteht er dem Innenministerium, in Wahrheit kontrollieren lokale Milizen das Camp. »Sehen Sie, wie still sie sind«, sagt er und lächelt. »Das bedeutet, dass sie sich bei uns wohlfühlen.«

Warum hält er die Frauen monatelang unter diesen erbärmlichen Umständen fest? »Europa will diese Frauen nicht haben«, sagt er ruhig und ohne lange nachzudenken. »Gut, wir behalten sie hier.« Aber es werde höchste Zeit, dass Europa endlich für sie bezahle: »Mobile Toiletten und Duschen, Schaukeln und Rutschen, Tampons, Windeln, Babymilch.«

Allmählich begreifen wir: Je mehr Afrikaner sie zusammenpferchen und je schlechter es diesen Menschen geht, desto besser ist die Verhandlungsposition der Milizen gegenüber den europäischen Staaten. Längst ist ja auch in Surman angekommen, dass Europa seinen Grenzschutz nach Libyen verlagern und im großen Stil investieren will. Die libysche Küstenwache soll abgefangene Flüchtlinge und Migranten künftig in »angemessenen Aufnahmekapazitäten« abliefern, so besagt es der Aktionsplan von Malta. Libyen soll die Menschen dann versorgen und eine Bürokratie aufbauen, um völkerrechtskonforme Asylverfahren durchzuführen. Anerkannte könnten in »Kontingenten« auf europäische Länder verteilt werden. Abgelehnte will die EU bei der »freiwilligen Rückkehr« in ihre Heimatländer unterstützen.

Hilfsorganisationen laufen Sturm gegen diesen Plan. »Solange Geflüchtete und Migranten in Libyen Haft, Misshandlungen, Entführungen oder Vergewaltigungen ausgesetzt sind, ist die Fahrt über das Mittelmeer für viele die einzige Hoffnung, dieser Hölle zu entfliehen«, erklärt Markus Beeko von Amnesty International Deutschland. »Die schweren Menschenrechtsverletzungen an Geflüchteten

und Migranten in Libyen müssen beendet werden, wenn die EU eine mögliche Zusammenarbeit erwägt.« Die Organisation Pro Asyl schreibt in einem offenen Brief an Angela Merkel von einem »Tiefpunkt europäischer Flüchtlingspolitik«.

Schon einmal wurde Libyen zum Flüchtlingsgefängnis, finanziert von Europa. 2010 beteiligte sich die EU an einem Deal zwischen Italiens Ministerpräsident Silvio Berlusconi und Muammar al-Gaddafi und stellte Gaddafi, der wegen seiner Unterstützung des internationalen Terrorismus seit den Siebzigerjahren geächtet war, fünfzig Millionen Euro in Aussicht, damit er Flüchtlinge und Migranten zurückhalte. Gaddafi ließ damals keine Missverständnisse aufkommen: Ohne ihn werde Europa sich durch illegale Migration »schwarz färben«. Im Auftrag Europas ließ er im Mittelmeer aufgegriffene Menschen zurück nach Libyen schaffen und hielt sie auf unbestimmte Zeit in Haftlagern gefangen, ohne ihren Anspruch auf Asyl zu prüfen. Menschenrechtsorganisationen prangerten schon damals Schläge, sexuelle Misshandlungen und Folter an.

24 Internierungslager für Migranten betreibt die Einheitsregierung laut den Vereinten Nationen in Libyen, viele noch aus Gaddafis Zeiten. Europa will die bestehende Infrastruktur nutzen und zu menschenwürdigen Auffanglagern ausbauen. Nicht tragbare Camps sollen geschlossen werden. Wie die EU die Milizen dazu bringen will, ihre Camps aufzugeben, bleibt unklar.

»Sie lassen uns hier verfaulen«, flüstert uns ein Mann aus seiner Zelle im Annasser Camp zu, das in einer ehemaligen Reifenfabrik in Zawiya untergebracht ist. Durch das winzige Sichtfenster in der Stahltür ist nur das Weiß seiner Augen zu erkennen. Ein beißender Geruch schlägt uns entgegen. Dann werden drinnen Streichhölzer angezündet, immer mehr verängstigte Gesichter leuchten in der Dunkelheit, nackte Oberkörper, übersät mit Hautkrankheiten und Wunden. Dicht gedrängt kauern die Männer am Boden. Weil es zu eng ist, um sich auszustrecken, schlafen sie im Sitzen. Es gibt keine Dusche, keine Toilette. Unter ihren Decken urinieren sie in kleine Wasserflaschen, die sie zuvor ausgetrunken haben. Ihren Stuhlgang verrichten sie in Plastiktüten.

Der Mann am Sichtfenster der Zelle heißt Mohamed Moseray, 25 Jahre alt, Informatikstudent aus Sierra Leone. Er trägt noch den salzverkrusteten Trainingsanzug, den er anhatte, als er vor Wochen halb ertrunken aus dem Mittelmeer gefischt wurde. Darunter ist seine Haut verätzt vom Benzin, das im leckgeschlagenen Schlauchboot ausgelaufen war. In Sierra Leone, erzählt er, musste er sein Studium abbrechen, weil er nebenher keine Arbeit fand und seine Familie ihn nicht unterstützen konnte. Er sah einfach keine Perspektive mehr. »Mein großes Ziel ist ein Universitätsabschluss«, sagt Moseray, beginnt zu zittern, weint, fängt sich wieder. »Deshalb will ich nach Italien – und weiter nach Kanada.« Dort werde sein Studium vom Staat finanziert.

Nach einer fünf Jahre langen Odyssee quer durch Westafrika und die Sahara, erzählt Moseray, schoben libysche Schleuser am 19. März 2017 kurz nach Mitternacht das Schlauchboot ins Mittelmeer, das Moseray nach Italien bringen sollte. Mehr als 150 Menschen zwängten die Schleuser hinein. »Wenn du nicht einsteigst, erschießen sie dich.« Keine zwei Stunden waren sie auf dem Meer, da kenterte das Boot. »Schreie, Gebete, Menschen, überall im Wasser, schwangere Frauen, Kinder, Babys – sie können doch nicht schwimmen!« Er zählt seine Freunde auf: »Mohamed Focus Diallo – ertrinkt. Amadou Melodiba – ertrinkt. Mohamed Bah – ertrinkt.« Einen nach dem anderen sah er neben sich im Wasser untergehen.

Was danach kam, weiß Mohamed Moseray nicht mehr. Nur an das Schiff, das kurz nach Sonnenaufgang zu ihnen kam, erinnert er sich. Und an die Hand, die sein Retter ihm entgegenstreckte. »Wie eine Kralle«, sagt Mohamed Moseray. »Ein paar Finger fehlten.«

Gegen 22 Uhr gehen wir an Bord der Tileel, mit einem Dutzend schwer bewaffneter Männer in Tarnuniformen, die Klettverschlüsse bis unter das Kinn gezogen. Commander Al Bija hat von seinen Spitzeln einen Hinweis erhalten: Am Strand der Nachbarstadt Sabratha hätten Schlepper in der stürmischen Nacht ein Schlauchboot voller Menschen auf den Weg nach Europa gebracht.

Die Männer drücken Patronen in die Magazine ihrer Kalaschnikows, legen Granatwerfer auf die Sitze und einen Munitionsgurt ins schwere Maschinengewehr im Bug. Retten bedeutet für sie immer öfter kämpfen. Indem sie mit der Tileel vor der Küste kreuzen, heizen sie die Gewaltspirale an – denn immer mehr Schlepperbanden gehen dazu über, ihre menschliche Fracht bewaffnet zu eskortieren.

Bis zu 2500 Dollar kostet derzeit die Überfahrt nach Italien für jeden Einzelnen. Legt man diesen Betrag auf die 181000 Menschen um, die 2016 über das Mittelmeer nach Italien durchkamen, und auf die mehr als 5000 Menschen, die bei dem Versuch ertranken, haben libysche Schleuser im vergangenen Jahr rund 450 Millionen Dollar eingenommen.

Der Fahrpreis wird zwar im Voraus fällig, dennoch: Die Fracht an die Tileel zu verlieren ist schlecht fürs hart umkämpfte Geschäft. Denn wer auf dem Meer abgefangen und nach Libyen zurückgebracht wird, rät in den weitverzweigten Netzwerken entlang der afrikanischen Migrationsrouten von seinen Schleppern ab. Aus deren Sicht weniger tragisch: Wenn ihre Kunden ertrinken und im Mittelmeer verschwinden. Oder nicht mehr identifizierbar an die Strände treiben.

Ohne Bordlichter, wie ein Phantom, läuft die Tileel aus dem Hafen von Zawiya und kracht wenig später durch hohe Wellen hinaus auf das Mittelmeer. Gischt sprüht auf beiden Seiten des Bugs davon. Windböen rütteln am Steuerhaus. »Wenn wir sie nicht finden, sterben sie«, sagt Commander Al Bija am Ruder.

In Libyen, wo es ums Überleben geht, spielt niemand mit offenen Karten. Was immer Al Bijas Agenda sein mag – spätestens an Bord der Tileel ahnen wir: Wir gehören dazu. Will er sich in der Geschichte, die wir über ihn erzählen werden, als würdiger Partner Europas zeigen? Und jetzt den Beweis erbringen, dass er liefern kann?

Al Bija erzählt, sein EU-Deal sei in vollem Gange. Kurz vor unserer Ankunft habe er in Tunis britische Diplomaten getroffen. Die spanische Regierung habe ihn nach Madrid eingeladen. Worum geht es in diesen Gesprächen? »Geheim!« Einige seiner Forderungen verrät er uns noch: »Lebens- und Krankenversicherungen für mich und meine Männer. Und freie Visa – für zweiwöchige Erholungsurlaube in Europa.«

Kurs Nord-Nordwest, 18 Knoten. Die Lichter der Küste sind zurückgeblieben, über dem pechschwarzen Wasser steht der Halbmond fast im Zenit, als auf dem Radarschirm etwas aufblinkt. Angespannt drängen sich die Männer um Commander Al Bija. Die Fenster des Steuerhauses beschlagen von ihrem Atem, mit den Fingern streichen sie über das Radar, als könnten sie auf dem Glas erspüren, was uns dort draußen erwartet. Eine halbe Stunde steuern wir auf das Signal zu. Dann erfasst die Infrarotkamera im Bug, etwa 400 Meter entfernt, ein Boot. Commander Al Bija studiert die Umrisse auf dem Monitor. »Schlauchboot!«, sagt er schließlich, Triumph schwingt in seiner Stimme.

Al Bija blickt sich vielsagend nach uns um. Bis zum Schluss kommen wir nicht dahinter, wer der Commander wirklich ist – der Mann, der in Berlin-Charlottenburg genas, um nach Libyen zurückzukehren und mit einem gekaperten Schiff und ein paar Männern die Küstengewässer zu

erobern. Fest steht: Im kriegszerrütteten Libyen hat Al Bija ein Schlupfloch gefunden, um aus der Rettung von Flüchtlingen Kapital zu schlagen.

Die wichtigsten Pfeiler des EU-Deals mit Libyen wackeln. Die Küstenwache: von dubiosen Akteuren durchsetzt. Sichere Auffanglager: derzeit nichts weiter als von Milizen gemanagte Lagerhallen für wehrlose Menschen, eine Ressource im Krieg um Libyen – und um die Millionen aus Europa.

»Schnelle Lösungen gibt es nicht«, sagt Martin Kobler, der deutsche UN-Sonderbotschafter für Libyen. »Wir müssen alles tun, um Libyen zu stabilisieren.« Dann würden viele, statt in die Boote zu steigen, in dem ölreichen Land bleiben, um dort wie früher unter Gaddafi zu arbeiten. Und den Menschenschmugglern würde die Ware knapp. Den 150 Menschen, die jetzt in Sichtweite der Tileel in dem überladenen Schlauchboot sitzen und gegen meterhohe Wellen kämpfen, helfen langfristige Lösungen nicht. Wir haben sie fast erreicht, da rast aus der Nacht das Schnellboot auf uns zu, die Schlepper eröffnen das Feuer, wir werfen uns auf den Boden.

Commander Al Bija rennt durch den Kugelhagel, feuert zurück, zieht einen Verwundeten aus der Schusslinie, robbt zu uns herüber. Seine verstümmelte Hand berührt unsere Schultern. Leben wir noch? Er wirkt, als hinge das Gelingen seiner Mission davon ab. Dann ist es plötzlich still. Vorsichtig heben wir die Köpfe. Mit einem Haken ziehen Al Bija und seine Männer das Schnellboot heran. Drei Schlepper liegen erschossen am Boden, zwei sind schwer verwundet. »Glaubt ihr uns jetzt?«, schreit der Commander. »Glaubt ihr uns jetzt, dass wir nicht zu denen gehören?« Wir sind uns sicher: Um sich als Partner Europas zu zeigen, hat Al Bija nicht nur sein Leben und das seiner Männer riskiert, sondern auch unseres. Und das der Menschen im Schlauchboot.

Wie versteinert sitzen sie im Licht unserer Taschenlampen. Keiner von ihnen scheint verletzt. Frauen haben die Hände zum Gebet gefaltet. Weinende Kinder vergraben die Gesichter in den Jacken ihrer Mütter. Sie zurück in den Hafen zu ziehen würde Stunden dauern. Die Schlepper hatten mit einem Satellitentelefon noch ihre Basis verständigt. Gegen ihre Flotte aus schwer bewaffneten Schnellbooten hätte die Tileel keine Chance.

»Zu riskant«, sagt Commander Al Bija und stößt mit dem Fuß das Schlauchboot ab. Das Wasser steht ihnen bis zu den Waden. Warum nimmt er nicht einige von ihnen an Bord? Zumindest die Kinder? Statt zu antworten, gibt Commander Al Bija volle Fahrt zurück nach Zawiya. Die Menschen im Schlauchboot treiben davon und verschwinden in der Dunkelheit.

MICHAEL OBERT und MOISES SAMAN

Süddeutschen Zeitung/SZ vom 8. Juni 2017

<http://www.sueddeutsche.de/panorama/fluechtlinge-in-libyen-die-menschenfaenger-1.3537527?reduced=true>